

um eine neue Lepra-Arbeit in Bhutan anzufangen über die "Mission to Lepers". Das Klima ist wärmer als in Karimnagar und feuchter. Vom Meer weht ständig eine Brise. Am ersten Tag fuhren wir raus zum - für meine Begriffe - historischsten Ort für die Europäer in Indien, nämlich zu einem Gedenkstein an dem Ort, wo Vasco da Gama 1489 gelandet war. Es handelt sich dabei um einen einfachen Gedenkstein an einem herrlichen weiten Strand, an den der Palmenwald heranreicht. Dieser Palmenwald, der ganz Kerala bedecken soll, ist dichter als das Ruhrgebiet besiedelt, es gibt fast keine Dörfer, aber es gibt auch keine hundert Meter im Umkreis, wo nicht Menschen wohnen. Wenn man alle Palmen abschlagen würde, könnte man vom Flugzeug aus ein unübersehbares Häusermeer sehen.

An einem Bahnübergang hatte ich eines Abends ein eigenartiges Erlebnis. Da die Schranken schon lange, bevor der Zug kommt, geschlossen werden, ging ich auf die Gleise, um den Zug zu sehen, aber ich sah nichts, im letzten Moment hörte ich den Zug dann, wie er ohne Licht randonnerte, und der Lokomotivführer hielt seine Taschenlampe aus dem Fenster. Wie die ohne Licht fahren können, verstehe ich nicht.

Von "Dienste in Übersee" ist seit Februar 63 Schwester Elisabeth Spiess hier tätig. Sie wird ihren Vertrag verlängern, denn diese Kranken hier sind ja bis zu 7 Jahren in Behandlung, und was sind da schon drei Jahre!- Wenn man geheilte oder heilende Leprafälle sieht, bekommt man das Gefühl, daß das Gleiche passiert wie bei den Heilungen Jesus, nur viel, viel langsamer.

Zur Zeit ist Pfefferernte, und überall sieht man die grünen und roten Pfefferkörner zum Trocknen liegen. Pfeffer wird einmal im Jahr geerntet. Auch hatte ich Glück, bei der Kokosnussernte, die nur zehnmal im Jahr stattfindet, zuzuschauen. Kokosnüsse trinkt man hier wie bei uns Limonade. Im Hafen kann man Schiffe sehen, die heute noch aussehen wie vor Hunderten von Jahren und die weite Reisen aus Arabien machen. Man nimmt an, daß eine bestimmte Stelle hier schon von den Römern angelaufen wurde, da man römische Münzen gefunden hatte. Nach Sonnenuntergang entstehen am Himmel dunkle Streifen, und ich nehme an, daß das die Schatten der Inselgruppe sind, die der Malabarküste vorgelagert sind, auf die kein Weißer rauf darf.

Das Wasser im Meer ist sehr warm, beinahe zu warm zum Baden. Eine Plage sind die Kinos, die nur mit Palmenblättern gedeckt sind und ihre Lautsprecher auf voller Stärke plärren lassen.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr

W. Kruse

Bericht von Fräulein Ingeborg Adler
aus Lulonga, Kongo.

10.1.66

Liebe Freunde in Berlin !

Diesmal Grüße aus dem Busch, geschrieben beim Schein einer Petroleumlampe. Seit dem 21. Nov. 1965 wohne ich hier in Lulonga am Kongo in der ehemaligen Provinz Equateur - wie der Name schon sagt - am Äquator. Lulonga ist ein Dorf von 4.000 Einwohnern. Den Fluß entlang schlängelt sich ein Weg, der mit robustem Fahrrad befahrbar ist. Zum Binnenland reichen Maniokfelder und Palmenhaine - dann beginnen Wald und Sumpf und bald der große Urwald, der fast den ganzen Norden der Republik bedeckt. Der Fluß ist hier 10 km breit, geteilt durch viele kleine z.T. schwimmende Inseln, auf denen wiederum Fischer ihre Häuser auf Pfählen bauten.

Die Bevölkerung lebt zum großen Teil vom Fischfang. Fisch gibt es reichlich, und Exemplare von 20 kg sind keine Seltenheit. Das "große" Boot, der Dampfer "Léo-Bumba" (vor der Rebellion "Stan") hält in Lulonga. Da wird der Fisch frisch, in getrocknetem Zustand oder gesalzen für andere Ware eingetauscht oder verkauft. Fischfang ist Männersache. Die Frauen bearbeiten die Maniokfelder, bereiten Kwango aus Maniok (das Brot der ansässigen Eingeborenen) und verkaufen dies auf dem großen Boot.

Die größte Anzahl der ansässigen Leute kommt aus dem Stamm der Mongo und Ngombe. Wegen der großen Wasserstraßen haben sich viele Kongolesen aus anderen Stämmen hier niedergelassen. Wie unterscheiden sich Mongo und Ngombe von den Bas-Congo (Léopoldville)? Im Aussehen kann ich keinen Unterschied feststellen, Lingala ist auch hier die Umgangssprache, obwohl die Stämme ihre eigenen, sehr komplizierten Sprachen haben. Die Sitten und Traditionen sind weniger streng als die der Bas-Congo (wie das wohl überall bei "welt-offenen" See- und Flußleuten der Fall ist). Man lebt buchstäblich von Hand in Mund hier - im Wald wachsen Früchte und Maniok, der Fluß gibt Fisch. Man arbeitet weniger als im Bas-Congo, vielleicht spielt da die Hitze auch eine große Rolle. Der Boden ist nicht sehr fruchtbar - außer Bananen und Baumelonen wachsen fast keine anderen sonst im Kongo verbreiteten Früchte hier; an Gemüse gibt es Maniok, und wir schafften jetzt Gurken und Tomaten nach viel Mühe und Sorgfalt; Kartoffeln schießen wie Büsche aus der Erde, Kohl wird zu kleinen Bäumen usw. Außerdem gibt es viel Palm-Ölpalmen.

An wilden Tieren sah ich außer Flußpferden und Krokodilen und Affen nichts Nennenswertes. Ja, Moskitos (Stechmücken) gibt es schon in Mengen aus den nahen Sümpfen, aber keine Malaria-Mücken. Coquilhatville, die Hauptstadt der Provinz, am Äquator gelegen, ist 70 km per Fluß von Lulonga entfernt. Das kleine Missionsboot mit Außenbordmotor fährt 1½ Stunden mit der Strömung bis Coq und bis zu 5 Stunden von Coq bis Lulonga gegen die Strömung. Der von Wasserhyazinthen bedeckte Fluß macht häufiges Anhalten und Motor Saubermachen nötig. Wir fahren alle 4 Wochen einmal nach Coq, wo man frisches Fleisch und auch etwas Gemüse einkaufen kann und wieder Knöpfe bewundert, die nach Betätigung Licht verbreiten

b.w.

(man kann in alle Ecken des Zimmers auf einmal sehen - oh lieber M. Edison) und andere Knöpfe, die, wenn man sie dreht, Wasser von oben kommen lassen (Dusche). Da schaffen die Zivilisationssklaven Reserven für das Leben in der Natur.

Bis auf zwei 1960 von den Belgiern erbauten Steinhäusern besteht das Dorf aus Lehmhütten, umgeben von sauber gefegten Plätzen und Hecken und vielen Palmen.

Die Congo Balolo Mission, mit der ich hier arbeite, ist ein Zweig der englischen "Regions Beyond Missionary Service" (u.a. ist diese Mission auch bei den United Missions in Katmandu, Nepal, vertreten). Um zu einem besseren Verständnis des Kongo zu gelangen, entschloß ich mich, nach zwei Jahren in einer großen Stadt wie Léo einige Zeit im Busch zu arbeiten und schloß einen Jahresvertrag mit dieser Mission als "associated missionary" ab. Die Missionsstation hier wurde 1894 eröffnet und besteht heute aus einer Volksschule, die jetzt dem Staat untersteht, einer "Dispensaire" (Apotheke, wo die Patienten gleichzeitig von einer Krankenschwester behandelt werden), Häusern für Lehrer und einem Jungen- und einem Mädchenheim; vier Holzhäusern (für Pastor, Schuldirektor und zwei für die Europäer) und der Kirche. Der größte Teil der Station wird seit 1960 von Kongolese verwaltet. Dispensaire, Mädchenheim und unsere Häuser stehen weiterhin unter Aufsicht der Europäer.

Wir sind zur Zeit drei Europäerinnen hier: 2 Engländerinnen - vielmehr 1 Engländerin und 1 Schottin (die Stämme zu unterscheiden lernte ich auch erst hier); beide Damen über 30 Jahre Kongo, beide im letzten Dienstjahr. Ich arbeite hauptsächlich mit den Mädchen aus unserem Heim, 18 an der Zahl von 11 - 17 Jahren. Die Mädchen kommen aus Siedlungen, in denen es keine Schule gibt, z.T. 2-3 Tage per Boot entfernt. Der Tag beginnt für uns um 5 Uhr; da treffen wir uns beim Waschen im Fluß. Dann wird die kleine Andacht für alle Schulkinder gehalten; anschließend gibt es im Garten zu jäten und zu hacken; Frühstückszeit, und dann heißt es für sie: zur Schule gehen. Mittags soll man mit Instrumenten statt mit Fingern essen; nachmittags wird genäht, geflickt, saubergemacht, gespielt, gesungen, Brot gebacken. Abends heißt es Schularbeiten machen. In der übrigen Zeit mache ich Französisch mit den Lehrern und Gymnastik mit allen Schulkindern. Der Tag ist im Nu zu Ende, vor allem, da es ab 17 Uhr stockdunkel ist und man beim Schein der Petroleumlampe nur bestimmte Arbeiten tun kann.

Die Mädchen sind recht lebhaft, wie wohl alle afrikanischen Kinder. Man findet so schnell Kontakt zu den Kindern hier, ein großes Lächeln und ein freundliches Mbote haben sie jederzeit bereit. Selten haben sie Angst vor uns Weißen. Wenn die erste Scheu erst überwunden ist, werden sie neugierig. Wie fühlt sich so eine andere Haut an, wie das Haar (was hat die Tante für komische Schuhe an). So wird es vielen Schwarzen bei uns in Europa ergehen, und ich wünsche ihnen, daß unsere Kinder auch so artig respektvoll sind. Von den Léo-Mädchen unterscheiden sich diese zunächst durch Alter - in Léo hatten wir Mädchen zwischen 14 und 21 Jahren. Diese Mädchen gehen zur Volksschule. Während die Léo-Mädchen schon geistige Voraussetzungen für eine höhere Schule und auch finanzielle für das Internat mitbringen, kommen diese Kinder z.T. mit einem Fetzen am Leib, stark muskulösen Armen und Beinen (sie wachsen praktisch im Boot auf - die Kleinsten haben ihren "Paddel"), unterernährt, und oft fehlt geistig jede

b.w.

Voraussetzung, um das Kind in die Klasse einer regulären Schule zu setzen. Nicht, weil oben nichts drin ist, aber weil es so gründlich verriegelt wurde, daß es einen sehr verständnisvollen, geduldigen Lehrer braucht, um vielleicht nach 1-2 Jahren etwas aus dem Kind herauszuholen.

Im Alter von 2-3 Jahren wird das Kind oft noch auf dem Rücken getragen - nicht mehr von der Mutter, da sie schon das neue Baby trägt - aber von älteren Geschwistern (immer Mädchen), die oft nicht älter als 5-6 Jahre sind. Es tut einem im Herzen weh, wenn man diese Würmchen plus Last auf dem Rücken herumlaufen sieht. Spielen, phantasieanregende Beschäftigung, das lernt das Kind nie kennen. Sobald es fest auf den Füßen steht, heißt es tragen helfen: Wasser - Holz - Maniok.....

Den Kindern Disziplin beibringen, scheint den Eltern völlig fremd zu sein. Als ein Kleines seinen Brei nicht schlucken wollte, sagte die Mutter: "Es mag nicht". Nachdem ich dieses Lied oft genug gehört hatte, platzte mir der Kragen, und ich fragte sie, ob das Kind ihr Chef sei oder sie. "Geben Sie ihm einen Klaps und erzählen Sie ihm, daß es zu essen hat". Sie sah mich ganz erstaunt an und sagte: "Es ist kein Mensch - es ist nicht verantwortlich für seine Taten; man muß es groß werden lassen, und wenn es groß genug ist und selber handeln kann, ist es ein Mensch, und wir werden sehen, ob es gut oder böse ist." Nun kommen diese "keine Menschen" in die Schule, und es heißt: "Sitz still" und "Sprich nicht" und "Schreib....." - Da waren unsere Léo-Mütter etwas fortschrittlicher, und eine Idee von Disziplin war schon darin, ohne die eine Schule keine Schule ist. Dazu kommt, daß die Kongolesen unabhängig sind und die Lehrer ja auch, und sobald die Disziplin für die Lehrer unbequem wird, heißt es: Kolonialmethoden. Ich will nicht verallgemeinern, aber es gibt eine ganze Menge von der Sorte. Da steht man oft da und rauft sich die Haare und macht am Anfang den Mund auf und hält ihn dann später und vergräbt "ne Menge Idealismus" und damit etwas Enthusiasmus. Ein Ratschlag am falschen Platz im falschen Ton angebracht - das ist ein Kolonialist, und der vergaß, daß "wir unabhängig sind". Das ist nicht so wie früher: Weißer - ich trage jetzt auch die Krawatte (u.a. in Affenhitze und als Zeichen der Zivilisation). Jemand sagte: Sie sind große Kinder, wollen aber wie Herren behandelt werden. Einen guten Mittelweg zu finden, ist schwierig. Es soll geholfen werden, verbessert - vor allem eigene Initiative erweckt werden. Wenn man sich hier aber ein wenig umschaute, nimmt die Hoffnung auf eigene kongolesische Initiative im positiven christlichen Sinne - Aufbau eines gesunden Volkes, einer gesunden Gesellschaft, Ausnutzen des reichen Landes - einen sehr kleinen Platz ein, zumindest für die nächsten Jahre. Es muß wohl auch mal hier gesagt werden, daß die durch Initiative der Belgier aufgebaute Zivilisation seit 1960 mehr und mehr zerfällt. Alte Traditionen, vor allem solche, die ihrem Bestreben (dem der Kongolesen), zivilisiert und wirtschaftlich interessant für andere Länder zu werden, entgegenstehen, wurden allgemein wieder ausgegraben. Die Parole "der Stärkere siegt" (Parole der Primitiven) blüht und findet seine Anhänger in allen Schichten. Vielleicht helfen wir etwas, vielleicht aber auch gar nicht, weil die, die heute erzogen werden, vielleicht die Erziehung dazu benutzen, später einmal ihre Brüder auszunutzen, wie das so häufig geschah und geschieht. Und immer wieder tauchen Fragen wie diese auf: "Was willst Du hier holen, Weißer? Was willst Du erbeuten, wenn

b.w.

Du mir helfen willst? Gibst Du mir Dein Auto, Deinen Fotoapparat, Geld?" Für viele Kongolesen gibt es zwei Sorten Weiße: solche, die kommen, um uns auszubeuten und die anderen, die gekommen sind, um zu helfen - und die sehr oft als Dummköpfe angesehen werden. Einander helfen, wie wir das kennen, ist ihnen fremd. - Ich geb' jemandem, weil ich ihm etwas schulde. Vielen "neuen Europäern" - ich habe da auch keine Ausnahme gemacht - wird das Herz so weich beim ersten Anblick dieser armen, zerlumpten Gestalten, und man bekommt Mitleid und gibt und gibt und erwartet, auch wenn man's nicht zugibt, ein "danke". Denkste! - Und wenn ich dem, dem ich Geschenke gab, Gelegenheit gebe, von meinen Sachen zu nehmen, wird er auch das tun. Und dieses Verschenken und "Hör mal zu, ich bin gekommen, um Dir zu helfen", führt dazu, daß sie einen links und rechts übers Ohr hauen. Dieses Schenken, wie wir es verstehen, ist bei den Kongolesen eines der besten "Anti-Erzugungsmittel". Selbst bei solchen Kongolesen, die eine europäische Schulung von mehreren Jahren hinter sich hatten, fand ich immer wieder bestätigt, daß ich mit meinen Geschenken ganz vorsichtig sein muß und besser täte, alles zu verkaufen - der Preis kann ja niedrig sein, z.B. ihn etwas verrichten lassen für eine Sache. Wir fragen uns manchmal: "Was tust Du noch hier?" - Heute war vielleicht ein guter Tag: sie verstanden, sie arbeiteten gut, sie waren lieb und freundlich, und dann glaub ich daran, daß sie es eines Tages mal schaffen werden; denn sie haben das Zeug dazu, aber es wird noch lange dauern. Die Tatsachen scheinen z.Zt. dagegen zu sprechen, aber die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist da, sie lebt. Die Zahl der schwarzen Verfechter ist noch klein, aber sie nimmt zu.

16.1.66

Wir befinden uns z.Zt. in einer kleinen Trockenzeit. Während die Sonne in dieser Saison in Léo täglich bedeckt war, gibt sie hier von früh bis spät ihr Bestes, u.a. mittags ihr schattenloses gleißendes Licht, was alle Farben verblassen läßt. Man möchte keinen Schritt tun, die Luft scheint zu stehen - aber lt. Ratschlag der Alten soll man sich soviel wie möglich beschäftigen (möglichst nicht in der Sonne), und die Methode ist auch merklich die beste; die Arbeit lenkt ab, das Klima ist nicht Hauptthema.

Heute kam das große Boot mit Post. Endlich Weihnachtspost. Die Postzustellung funktioniert hier nach einem anderen Kalender. Aus Deutschland war ein Brief dabei, der vor zehn Tagen abgeschickt wurde; aus Léo kam Post, die einen Monat unterwegs war, und wenn das so weitergeht, werden wir mal beim General Mobutu anregen, daß dies mit auf seine Verbesserungsliste geschrieben wird (es braucht ja nicht gleich preußisch zu werden).

Außer dem großen Boot kommen manchmal kleine "Frachter": Schiffe, die mit Holz angetrieben werden. Da stehen die Buschmenschen hinter den Gardinen - Pardon - Moskitonetzen und sehen sich den rasenden Käfer aus der großen, weiten Welt an und wären nicht erstaunt, wenn Stanley selbst von solch einem Kasten steigen würde. Gute, alte Zeit, wie liegst Du so nah..... Manchmal heißt es unterwegs, den Holzvorrat erneuern. Da werden die Passagiere in den Urwald geschickt, um Bäume an Bord zu holen. Ah, Zustände wie..... wo? Die augenblicklich zur Verfügung stehenden Mittel existierten nicht vor 50 Jahren, aber die Methoden ähneln so manchen Ereignissen von damals, damals.....

b.w.

18.1.66

Wir haben heute die weiße Flagge gehißt - nicht, weil uns die Munition ausging, aber der Kontakt mit der großen, weiten Welt ist abgebrochen. Die Radioverbindung funktioniert nicht mehr (techn. Versagen), und der Motor vom Boot ist leicht im Eimer. Heute abend hielt tatsächlich solch ein Schleicher an und nahm Nachricht für den nächsten am Wege wohnenden "Reparierer" mit.

Von den politischen Umwälzungen in Léopoldville sind wir weit entfernt hier, und es finden sich wenig Interessenten dafür.

M. Mobutu hat gesagt: "Brüder, krempelt die Ärmel hoch und nehmt die Krawatten ab, und ran an die Arbeit!" Auch die Bürger von Lulonga folgten dem Aufruf ihres Präsidenten und schnitten dem Bürgermeister das Gras vorm Fenster weg - da hatte er 'ne feine Aussicht - und nun wächst es wieder

20.1.66

Wir sind gerade zurück von der großen Reise nach Basankusu. Den Fluß aufwärts ging es in einem immerhin beschleunigten "Tuck-Tuck-Tuck"-Boot (2 Tage und 1 Nacht für 200 km). Zurück kamen wir in einer großen Piroge mit Außenbordmotor - 1 Tagesladung - 3 Europäerinnen, 3 Afrikanerinnen, 2 Afrikaner, 1 Kind, 1 Ziege, 3 Hühner, Matratzen, Petroleumkocher und Lampen, Ersatzmotor, Benzintanks, Bananenstauden. Wo wir saßen? Obendrauf, wegen der frischen Luft!

In Basankusu fand eine "Frauenkonferenz" statt - die Mission hatte Vertreterinnen aus allen umliegenden Missionen eingeladen. Es kamen 300 an der Zahl, darunter mehrere aus weit entfernten Dörfern. Mit ihren Pirogen mußten sie durch Gebiete fahren, die von Rebellen noch nicht frei sind. Wer vom Verhalten der Rebellen gegenüber Christen hörte, weiß, was das bedeutet. Ihr Mut (der dieser Frauen) war für viele ihrer Landsmänninnen ein gutes Beispiel und hat auch uns wieder gezeigt, daß es sich lohnt, hier weiterzumachen und weiterhin hier zu bleiben.

Herzliche Grüße an alle Berliner Freunde
von Ihrer

Inge Adler.

Mit freundlichen Grüßen
Zur Kenntnis!

DAS DIAKONISCHE WERK
Innere Mission und Hilfswerk
der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg
Arbeitsbereich West-Berlin



An unsere
Berliner Freunde
von DIENSTE IN ÜBERSEE

1 Berlin 41, den 12.1.1966
Paulsenstr. 55/56
Tel.: 72 04 11, App.58
Kl/Sa

Liebe Freunde!

*x hat
da
in Salon
dabei*

Weihnachten und das neue Jahr haben uns viele Grüße aus aller Welt gebracht, aber auch aus Berlin. Allen Sendern herzlichen Dank! Wir sind besonders froh, daß unsere Ausgereisten im vergangenen Jahr so fleißig Berichte schrieben (Ausnahmen gibt es ja immer!). So können wir heute teilnehmen an Fräulein Adlers Reise "in den Busch" und ihren ersten Erlebnissen dort. - Fräulein Baumann schreibt von ihren "Kassenbuch-Revisionsfahrten" durch die Gemeinden Transvaals. Am 22. Januar wird sie in Pretoria heiraten und von da ab Frau Fiedeldey heißen (neue Anschrift vorläufig: 501 Welvenesta Flat, 564 Church Street, Pretoria). Ihre Arbeit will sie aber weiterhin tun, bis die drei Jahre abgelaufen sind.

Fräulein Michel schildert die Seereise nach Durban und ihre Ankunft in Emmaus. Inzwischen kam nochmal ein Brief, worin sie von viel Feiern erzählt und meint: "Eigentlich keine Kleinigkeit bei 34°-36° im Schatten. Da ist es einem selbst neben dem auf Kalt gestellten Heizöfchen zu warm." - "Richtig arbeiten" sollten die Neuankömmlinge vor Beginn des Sprachkurses ja noch nicht. Aber, begünstigt durch die Jahresabschluß-Mehrarbeiten, durfte Fräulein Michel doch schon beim Röntgen einspringen und brachte es dabei immerhin auf einen 7-Stunden-Tag. Auch Schwester Erna Kiepp betätigte sich während ihrer Wartezeit auf den Sprachkurs inner- und außerhalb des Krankenhauses schon mehrfach als "Storchentante". Beide lassen alle herzlich grüßen.

*Sule
S. 4 u. 5!*

Fräulein Dr. Falbe hat die Jahresschwelle an uns denkend und schreibend überschritten. Ich fürchte, sie konnte sich schon bald an den Frühstückstisch setzen, als sie ihren langen Brief beendet hatte. Vielen Dank für dieses Opfer an Nachtstunden! Wir werden 1966 umso mehr an Sie und Ihre Arbeit denken!

Im letzten Augenblick traf dann noch ein Brief von Herrn und Frau Dahlke ein, und obwohl (oder gerade weil) es kein offizieller Bericht ist, möchten wir Sie auch daran teilnehmen lassen.

Von ihrer Weiterbildungszeit in USA schreibt Schwester Sigrid Gröger:

" Zur Zeit drücke ich mal wieder die Schulbank für drei Monate, da ich an einem Psychiatrie-Kursus teilnehme. Der Plan ist sehr reichhaltig und interessant, jedoch fehlt mir etwas die Krankenhaus-atmosphäre.

b.w.

Da wir in diesem Kursus alle Ausländer sind, haben wir etwas gemeinsam - Sprachschwierigkeiten. Es geht allerdings besser, als ich zuerst glaubte. - Unsere Gemeinde besteht überwiegend aus Europäern, und so werden wir in diesem Jahr zu Weihnachten im Chor ein Lied in Französisch, Norwegisch, Deutsch und Englisch singen. Wir haben viel Freude am Erlernen dieser Lieder.

Damit endet unsere heutige Reise in drei Erdteile, doch wir hoffen in diesem Jahr auf manche weitere.

In der Verbundenheit unseres gemeinsamen Auftrages grüßen wir Sie aus der Paulsenstraße.

Ihre

B. Kleimenhagen

(Berta Kleimenhagen)

(Jede Veröffentlichung aus diesen Berichten - auch auszugsweise - bitte nur nach Absprache mit unserer Dienststelle!)

Bericht von Ingeborg Adler aus Kongo.

17.11.1965

Vor 2 Tagen verliessen wir Léo und fahren seitdem in Richtung Lulonga, den Urwald entlang, der Äquatorsonne zu; vor einer Woche hätte ich schon dort sein sollen und bin noch ganz erstaunt, daß ich jetzt schon auf dem Boot bin. Man sagt, die Dinge arrangieren sich immer irgendwie hier - wie, da bin ich noch nicht dahintergestiegen - auf jeden Fall sitz' ich auf dem Boot und hab' meinen ganzen Haushalt bestehend aus 7 grossen Kisten, 1 Fahrrad und vielen kleinen Kartons in der Kabine. 5 Tage vor geplanter Abfahrt baute ich noch einen kleinen Unfall mit meinem Wagen, den ich gerade verkaufen wollte. Da ich mich leider nicht einigen konnte mit der Dame, mußte die Sache über die Polizei gehen - und ich verbrachte Stunden und Stunden kostbare Zeit auf diesem Kommissariat - die Polizei war immer schwer beschäftigt, womit, hab' ich nicht 'rausgefunden. Nun, ich würde mich ja nicht beklagen, denn am Dienstag früh hatte ich endlich mein kostbares Papierchen - aber - das ganze war am falschen Ende angefasst und muss noch mal von vorn losgehen. Dann begann meine unwahrscheinliche Glücksträhne - Bekannte erklärten sich bereit, die Sache für mich zu regeln - mein Gepäck, das schon hätte um 11 im Hafen sein sollen und mit dem ich dann um 14 Uhr eintraf, wurde noch angenommen. Da steht also so ein Riesenkran - meiner Ansicht nach könnte er einen Ozeandampfer versorgen - vor unserem Flußdampfer. Die Kisten - 2 davon voller zerbrechlicher Sachen - und das Rad wurden auf einige zusammengezimmerte Bretter gelegt, und hoch gings - die Kisten rutschten - rutschten - das Fahrrad machte sich selbständig - Afrikaner gestikulierten wild und schrien aufgeregt und laut durch die Gegend - das Wasser lief mir wie ein Tropenregen runter - nun, die Kisten fielen nicht runter, alles kam heil in der Kabine an - wie???????????

Heute früh hielten wir in Bolobo, wo eine Gruppe "Mercenaires" einen ausgab für jemanden aus der Heimat und sich beklagten, daß sie nicht mal Fernsehn dort mitten im Busch hätten.

19.11.1965

Nun bin ich seit 2 Tagen einzige Europäerin auf dem Boot und bedaure sehr, daß meine Lingala-Kenntnisse noch so bescheiden sind. Die Afrikaner sind sehr höflich und respektvoll - ich fühle mich als willkommener Gast - man merkt schon hier den Unterschied zu Léo.

Gestern Nacht steckten wir 3 Stunden auf einer Sandbank - ohne unvorhergesehenen Aufenthalt sollten wir morgen um 18 Uhr in Coq sein.

Heute früh nahm ich eine Dusche im Bett - ohne Anstrengung irgendwelche. Als ich mir die Sache näher betrachtete, stellte sich heraus, daß aus der Lampe Wasser statt Licht kam; (auf meiner Karte steht, "Luxuskabine" - ich fuhr noch nie so vornehm und bin solchen "Luxus" nicht gewöhnt); vorm Bett versuchten die Kakerlaken es den Fischen gleich zu tun. So ein Kakerlaken-Leben ist auch recht vielseitig. Es hat also kräftig geregnet heute nacht, sagte ich mir; bis ich erfuhr, daß der große Regen in der Badewanne des Kapitäns über meiner Kabine stattgefunden hatte.

Ein neuer Passagier ist heute eingetroffen - ein kleines Krokodil - eine ruhige friedliche Natur, die nur ab und zu gelangweilt die Augenlider zu heben pflegt - und die Klappen dann ohne Kommentare irgendwelcher Art über diese schnöde Welt wieder fallen läßt - ob es sich schon als Handtasche an dem Arm einer eleganten Dame auf dem Kudamm sieht oder als kleines Portemonnaie voller abgefahrener Straßenbahnscheine? So eine Krokodillaufbahn kann doch recht bewegt sein.

Und nun zu etwas anderem: Seit langer Zeit wollte ich Ihnen schreiben, um Ihnen zu sagen, wie gern ich wieder in Berlin war, wie sehr ich mich über Ihre Gastfreundschaft freute und wie dankbar ich Ihnen bin für Ihre Hilfe und all Ihre guten Wünsche. Auch allen Freunden möchte ich hiermit nochmals für ihr Interesse danken und hoffe, daß ich ihnen eine Idee vom Kongo geben konnte.

Das Afrika, was für uns am leichtesten verständlich ist, ist das der Touristen - schöne Landschaften, bunte Volksmenge, malerische Trachten usw. Sobald man mit ihnen arbeitet und mehr und mehr in ihre Welt eindringt, wird es komplizierter zu erklären - ja - zu beschreiben - aus diesem Grund z.T. auch die langen Schreibpausen. Heute sehe und verstehe ich die Dinge so - in einer Woche kann alles anders sein - und wie es in einer Woche sein wird, weiss ich nicht im voraus.

Seitdem ich aus Deutschland ans Internat zurückkam, hatte ich soviel zu tun, daß ich wirklich keinen Tag für mich hatte. Es ist so schwierig, Personal fürs Internat zu finden und erst recht Kongolesen. Nun fanden wir eine Ruandesin, die mich ersetzte, aber es sind noch immer viel zu wenig Leute da. Gerade diese Kinder, die z.T. von Disziplin nur ganz wenig wissen - ich vergleiche sie oft mit schwer erziehbaren Kindern bei uns - brauchen viel Aufsicht und sollten, so weit wie möglich, individuell behandelt werden. Es gab Tage, an denen ich mit 90 Mädchen und einer jungen Kongolesin von 18 Jahren allein war. Die Mädchen merkten natürlich, daß wir nicht überall sein konnten. Mit Disziplin war es dann oft nicht weit her.

10 Tage später

Wir kamen gut in Lulonga an - mit 2 Tagen Verspätung - aber "time is no money" hier - how lucky they are?

Auf der Station leben z.Zt. 2 engl. Missionarinnen, korrekter - 1 Schottin und eine Engländerin - ihre Vorliebe für engl. Tee von morgens 5 in 2 Std.-Rythmus bis 10 Uhr abends sei das einzig gemeinsame, meinten sie. Beide leben seit über 30 Jahren im Congo. Da werden Geschichten erzählt abends beim Schein der Petroleumlampe von Elefanten und Leoparden und Orchideen - wie ich das in Büchern gelesen und gesehen hatte, bevor ich kam; ob ich hier noch etwas entdecken werde, von diesem viel gerühmten afrikanischen Busch? Die Landschaft hier um Lulonga ist bis jetzt der schönste Flecken auf der Erde, den ich sah. Alles ist so ruhig -kein Telefon klingelt, kein Auto hupt, keiner rennt - nur der Kongo zieht vor der Tür vorbei und mit dem Strom die Wasserhyazinthen - die Atmosphäre von Wasser und Hitze geben den Eindruck, daß alles immer reift, und alle warten, es zu pflücken - jeder tut nur das, was unbedingt zum Leben nötig ist - dies könnte ein Paradies sein.....

Ich habe hier jetzt 18 Mädchen von 10 bis 14 Jahren- sie sprechen noch fast kein Franz., und unsere Verständigung ist noch recht "bewegt".

Gestern waren wir zum ersten Mal in Coquilhatville - der nächsten großen Stadt mit Läden, 70 km von hier über den Fluss. Coq ist Provinz - z.Zt. gibt es dort, was es im letzten Jahr in Léo gab - aber wir fanden frisches Fleisch und Wurst.

Unsere Rückfahrt war recht bewegt, da wir in einen Tropenregen gerieten, der uns fast jede Sicht nahm. Da der Fluß voller Wasserhyazinthen ist, muß man gewaltig aufpassen, sie zu umgehen; das Boot hat einen Außenbordmotor - jedes Pflänzchen darin heisst - anhalten. Und bald wurde es Nacht; wir hatten oft anhalten müssen, waren noch in ein Fischernetz geraten (großes Palaver) und hatten keine Lampe. Kurz vor Lulonga stoppte der Motor - kein Benzin mehr. Die starke Strömung trieb das Boot sofort vom Ufer weg. Wir riefen aus Leibeskräften um Hilfe und sahen uns schon im Fluß schwimmen. Die Afrikaner von der Mission hatten uns gesehen und fingen erstmal wieder ein großes Palaver an. Schließlich kamen sie dann in ihren Pirogen. Ah, die Tasse Tee schmeckt anschließend ganz besonders gut.

Von den politischen Umwälzungen im Land spüren wir nichts hier. Die Eingeborenen meinen, wenn das Leben einfacher und besser für uns wird, ist der Neue gut.

Ich wünsche Ihnen und allen Berliner Freunden eine gesegnete Vorweihnachtszeit.

Mit herzlichen Grüßen
verbleibe ich Ihre

Inge Adler

c/o C.B.M.

Lulonga

Via Coquilhatville

Rép. du Congo

Bericht von Fräulein Ingrid Baumann
aus Pretoria/Südafrika vom 8.12.1965.

Heute ist für mich ein freier Tag. So will ich die Gelegenheit nutzen und Ihnen für Ihren Brief vom 25.10. danken und für die Grüße vom Treffen am 9.11.

Jetzt haben wir unsere ersten Fahrten zu den Pastoren gemacht, um die Bücher durchzusehen. Es war bestimmt nützlich. Wo wir früher nur korrespondieren konnten, konnten wir jetzt persönlich erklären. Man kann kein allgemeines Urteil abgeben; manche Bücher waren erfreulich gut in Ordnung, manche wieder weniger. Das hängt von dem jeweiligen Pastor und seinen Helfern ab. Immerhin hoffen wir, daß manche einen besseren Begriff vom Bücherführen und vom Bankkonto bekommen haben.

Die Gemeinden sind sehr unterschiedlich, je nachdem ob sie in einem dichtbevölkerten Gebiet am Witwatersrand gelegen sind oder in einer rein ländlichen Gegend im Norden Transvaals. In den ländlichen Gegenden sind kleine Gemeindegruppen oft weit verstreut. Der Pastor macht stundenlange Fußmärsche in Staub und Hitze, um sie zu besuchen.

Ein besonders interessantes Erlebnis hatten wir in Bolobedu, dem Land der Regenkönigin. Unser Kommen war bekannt, und nachdem wir die Bücher beim Pastor durchgesehen hatten, wurden wir gefragt, ob wir nicht einen Besuch bei der Regenkönigin machen wollten. Die Tochter des Bischofs, die auch mit war, und ich wollten natürlich sehr gerne. Der Bischof zögerte, weil er weder seine Amtstracht noch ein Geschenk bei sich hatte. Er ließ sich aber doch überreden.

Zum Besuch waren wir 4 Schwarze und 4 Weiße. Nach einer ehrenvollen Wartezeit durften wir den Kraal betreten. Die Schwarzen zogen sich beim Eingang die Schuhe aus. Wir waren von diesem Zeremoniell befreit. An der Seite saßen ein paar Ratgeber der Königin. Sie hatten schon ordentlich dem Kafferbier zugesprochen und sahen etwas apathisch in die Gegend.

Vorbei an strohgedeckten Hütten kamen wir zum Steinhaus der Modjadji. Die Schwarzen fielen auf ihre Kniee, klatschten in die Hände und murmelten Ehrenbezeichnungen wie Tiger, Löwe, Schwein usw. Auf der Veranda waren Stühle für uns bereitgestellt. Die Regenkönigin saß auf einer Decke und einem Fell auf dem Fußboden; sehr schlicht in ein schwarzes Tuch gehüllt.

Wir wurden der Reihe nach vorgestellt. Dann folgte eine Unterhaltung in Sesotho von ca. 10 Minuten, worin der Bischof zu einem weiteren Besuch eingeladen wurde. Die Audienz war beendet, und wir zogen uns zurück.

b.w.

Die Regenkönigin läßt sich einmal in der Woche von dem dortigen Pastor aus der Bibel vorlesen. Sie darf aber nach ihren Gesetzen nicht Christin werden.

Am nächsten Montag gehen wir wieder für 3 Tage auf die Reise, diesmal in den nordwestlichen Transvaal. Zum Prüfen sind immer unterwegs der Bischof, ein weißer Dekan, ein schwarzer Dekan und ich. (Der Bischof kümmert sich weniger um die Bücher. Er fährt mehr mit, um der Prüfung Gewicht zu geben und um die Plätze kennenzulernen.)

Nun wünsche ich Ihnen und allen Freunden von DÜ eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit und verbleibe mit herzlichen Grüßen

Ihre Ingrid Baumann

Bericht von Fräulein Margret Michel
aus Emmaus, Natal, vom 12.12.1965

Nun bin ich schon einige Tage in Emmaus und habe mich gut eingelebt. Wie ich hergekommen bin?

Das Flugzeug brachte mich unbeschadet von Berlin ins tiefverschneite München. Von da ging es mit dem Liegewagen über Kufstein, den Brenner, Verona nach Venedig. Nun schnell das Gepäck in eine Taxe und ins vorbestellte Hotelzimmer. Aber so leicht ist das nicht, denn es gibt gar keine Straßen für Autos. Jeder fahrbare Untersatz ist ersetzt durch Motorboote. Hat es in München noch ein wenig geschneit, in Venedig regnet es. Mit Regenschirm und Mantel "bewaffnet" geht es zur Stadtbesichtigung: Markusplatz mit seinen vielen Tauben, Dogenpalast, Seufzerbrücke und Rialtobrücke. Dann zur Schiffsagentur, denn am nächsten Tag soll es losgehen.

Die "Africa" des Lloyd Triestino lag pünktlich am Kai in Venedig. Nach Kontrolle der Reisepapiere durften wir Passagiere an Bord. Kabine 93? Prego! In der Viererkabine waren schon drei junge Damen in Triest eingezogen: 2 Deutsche, 1 Südafrikanerin, zwei davon heim nach Südafrika, eine Neuauswanderin wie ich.

Um 17 Uhr geht es unter vollem Fahnenschmuck und der italienischen und südafrikanischen Nationalhymne hinaus auf See. Die erste Station für uns ist Brindisi. Hier begrüßen uns Palmen und Sonnenschein. Doch weiter geht die Fahrt, hinaus aus der Adria, hinein ins Mittelmeer. Europa ade! Bis Port Said grollt uns Neptun. Er läßt das Schiff schaukeln. In Port Said kommen - noch ehe wir festgemacht haben - schon die ersten Händler an Bord. Kamelsattel, Taschen, Schmuck. Wer ist der beste Redner an Bord? Denn die Preise lassen sich bis auf die Hälfte herunterhandeln.

Eine kleine Gruppe und ich steigen in Port Said aus, während das Schiff durch den Suezkanal fährt. (Wir steigen in Suez wieder zu.) Ein Bus bringt uns nach Kairo. Kurz vor Gizeh steigen wir um auf ein anderes Schiff, ein "Wüstenschiff" diesmal. Kamele bringen uns zu den Pyramiden und zur Sphinx. Danach geht es zurück nach Kairo ins ägyptische Museum zu den Schätzen aus den Grabkammern Tutch-ench-Amons, in eine Parfümfabrik, zur ältesten Synagoge und zur ältesten koptischen Kirche Kairos, zur Alabastermoschee vor den Toren der Stadt und auf einen Bazar. Wir fühlen uns wie in einem Märchen aus 1001 Nacht. Der Hauch Orient verstärkte sich noch, als wir über Massava (Äthiopien) in Aden ankamen. Wir verließen den Golf von Aden, fuhran ums Kap Guardafui, die östlichste Spitze von Afrika, hinein in den indischen Ozean. Nach Mogadiscio (Somalia) kommt Neptun an Bord, um einige der neuen Äquatorüberquerer zu taufen.

Inzwischen haben wir schon einige Zeit die Sommersachen hervorgeholt. Wir sind froh über jedes Fläckchen Schatten, in das wir unsere Liegestühle stellen können. Selbst das Schwimmbassin

bringt bei 30 Grad und 92% Luftfeuchtigkeit keine Abkühlung mehr.

Der nächste Hafen ist Mombasa in Kenya. Auch hier kommen wie überall die eingeborenen Händler an Bord. Wir dürfen fast überall von Bord, um uns umzusehen. Dann stehen wir neben all dem Schönen immer wieder erschüttert neben den Krüppeln, die alle Touristen anbetteln. Mit Dar-es-Salaam (Tanzania) und Beira (Mocambique) nähern wir uns dem Ende unserer Reise. Beira weicht noch einmal vom nun schon vertrauten afrikanischen Hafenbild ab. Portugiesischer Baustil beherrscht das Straßenbild.

Am 7.12. kamen wir in Durban an. Nach 4 1/2 Std. Impf-, Paß- und Zollkontrolle durften wir von Bord. Am Kai wurde ich von Fräulein Dr. Otto und Schwester Erna Kiepp abgeholt. Die Ambulanz von Emmaus konnte gleich Kisten und Koffer mitnehmen, die wir zollfrei rausbekamen.

Nach 4 Stunden Autofahrt leuchteten uns die Lichter von Emmaus entgegen. Ist es auch Sommer, so wird es doch um 19 Uhr schon dunkel. Dafür ist es schon sehr früh hell.

Arbeiten dürfen wir Neuangekommenen noch nicht. So haben wir unsere Kisten ausgepackt (Schwester Ernas sind inzwischen auch angekommen) und die Zimmer eingeräumt. Da am 19.12. schon die Weihnachtsfeier für das Hospital ist, gibt es eine Menge Vorbereitungen.

Im Januar beginnt der Zulu- und Afrikaans-Kursus, der für mich drei Monate dauern wird. Erst danach werde ich meine eigentliche Arbeit aufnehmen.

Über all die Meilen hinweg sende ich Ihnen in der Heimat Grüße zum bevorstehenden Weihnachtsfest und wünsche Ihnen ein gesundes und glückliches Neues Jahr unter dem Wort des Herrn.

In herzlicher Verbundenheit

Ihre Margret Michel

Bericht von Fräulein Dr. Falbe
aus Stanleyville/Kongo, v.31.12.65.

Liebe DÜ-Freunde, -Interessenten und -Kollegen!

Hier sitze ich in einem Stübchen der Résidence de l'Equateur in Stanleyville, "Hotel première classe", wie verblichene Lettern auf einer sichtbar kampfgeschädigten Mauer gegenüber dem notdürftig instandgesetzten, jetzt ausschließlich von Lehrern der Stanleyviller Oberschulen bevölkerten Etablissement verkündigen. Hier sitze ich, vor mir, von einer Kerze durchleuchtet, ein Transparent einer Madonna, die dank der liebevollen Sorge guter Freunde aus einem Fenster der Kathedrale von Chartres in diese äquatoriale Zone versetzt wurde, und erwarte das neue Jahr, das schon vernehmlich auf der Schwelle rumort, um in einer Stunde den Vorgänger 65 unwiderruflich in das Schattenreich der Vergangenheit zu verbannen. Es mag sich getrösten in der Gewißheit, daß es auf den folgenden Seiten mit manchen seiner mir zugewendeten Segnungen nochmals zum Leben erweckt werden soll. Sein unmittelbar bevorstehendes Hinscheiden ist auch einer der Gründe, weshalb ich zu so vorgerückter Stunde noch die Feder in Bewegung setze; will ich doch vermeiden, durch das noch ungewohnte Datum 1966 mit doppelter Heftigkeit zu spüren, wie lange ich diesen längst fälligen Brief ungeschrieben ließ.

Lassen Sie mich einiges Versäumte gutmachen, indem ich dies und jenes von meinen Erlebnissen und Beobachtungen der letzten Monate berichte. Ich will mit meiner augenblicklichen Tätigkeit in Stan beginnen, die ich Anfang der Woche, nach deutscher Zeitrechnung also am 3. Weihnachtsfeiertag, aufnahm, und die mich bis Ende Januar hier im Osten des Landes festhalten wird. Mein eigentlicher Arbeitsplatz ist im Studienjahr 65/66 wie schon 64/65 die Universität Lovanium in Léopoldville, wo die Université Libre du Congo das zweite Jahr ihres Exils begann und aller Voraussicht nach beenden wird. Doch setzen wir mit Bedacht unsere Segel, um Congo aufwärts nach Stanleyville zurückzuschiffen und hier wieder vor Anker zu gehen. Um diese Entschlossenheit mit Nachdruck zu dokumentieren, wurde im November eine "extension universitaire" in Stan eröffnet, die aus einer Klasse mit 35 Schülern und einer Schülerin besteht, von denen hoffentlich mit unserer Hilfe dermaleinst einige zu Studenten der Université Libre heranwachsen werden. Zur Zeit beschäftigen sie sich nach Kräften mit dem Lehrstoff der Unter- und Oberprima, was für viele recht hart ist, da sie mangels entsprechender Schulen und Lehrer mindestens seit einem Jahr keinen Unterricht mehr genossen haben. Auch in diesem Jahr muß man sich schlecht und recht durchschlagen, da Personal für die "régions éprouvées" in der weiten Welt schwer zu finden ist. Ich bin zur Zeit mit einem holländischen Kollegen-Ehepaar aus Léo hier. Andere Kollegen werden sich uns in wenigen Tagen zugesellen und die Arbeit weiterführen. In vielen Klassen der hiesigen Oberschulen unterrichten seit dem Schuljahrsbeginn Studenten, die in ihren Examen im Juli und Oktober scheiterten und damit ihr Anrecht auf ein Stipendium und damit auf die Fortsetzung ihres Studiums verwirkten. Für die Oberklassen hat man immerhin einige unerachrockene Lizenziaten aus Haiti, Spanien, Belgien und weiß sonst wo anwerben

b.w.

können. Die Regierung kratzt aus irgendwelchen Winkeln der leeren Staatskasse eine "prime de technicité" für dies Volk zusammen, um es für die Fährnisse in dieser übelrenommierten Gegend des Landes zu entschädigen.

Doch ist das eigentlich ein dem Stanleyville-Mythos gezahlter Tribut; denn im Grunde ist man keineswegs so unmittelbar bedroht, wie es viele weitab lebende Menschen meinen. Die Stadt bietet zwar vielerorts noch einen traurigen Anblick: zertrümmerte Scheiben, geschlossene und verlassene Läden, Häuser, die bis auf das letzte Stuhlbein ausgeräumt wurden und aus deren Fußboden schon das grüne Gras sprießt. Was einen mehr als die unmittelbaren Spuren der Kämpfe bedrückt, ist die große Zahl der Arbeitslosen und der offensichtliche Mangel an Möglichkeiten, diesen Tatbestand wirksam in kurzer Zeit zu ändern. Doch eine solche vielversprechende Möglichkeit wäre sicherlich die Rückkehr der Universität, die eine intensive und vielen Menschen Arbeit und Verdienst verschaffende Bautätigkeit vorzusetzen würde.

Zur Zeit hat die Universität bloße 3 geeignete und gut gelegene, aber völlig unzureichende Gebäude, ein einst für die Schüler des europäischen Lyzeums bestimmtes Internat. Um diese bescheidenen Wahrzeichen einer großen Zukunft dehnt sich ein weites, wildgrünes Gelände mit Palmen und Bananenstauden, an dessen Peripherie sauber gemalte Tafeln die Eigentumsrechte der Université Libre verkünden. Ein der willigen Phantasie vielversprechender Anfang des zweckmäßig zu bebauenden und anzulegenden Universitätskampus' ist ein hohl-äugig ins Grüne ragendes Betonskelett, das dem Willen erster Planifikateure zufolge irgendwelche Justizbehörden der Provinz beherbergen sollte, doch - von Geldgebern und Baumeistern verlassen - nun auf die Universitätsmillionen hofft, um sich stattlich und vollständig herausputzen zu lassen.

Ein paar Kilometer entfernt am anderen Ende der Stadt gibt es eine Reihe ansprechender zweistöckiger Wohnhäuser, die ebenfalls der Universität zugesprochen waren, dem Personal zur Unterkunft bestimmt. Dort haust und biwakiert jetzt ein kleines Bataillon von Katangasoldaten mit ihren Familien, die der weniger ansprechenden ihnen zugedachten Kaserne auf der anderen Straßenseite entwichen. Dem Gouverneur der Provinz kommt die ehrenvoll angenehme Pflicht zu, die unrechtmäßigen Bewohner zu exmittieren. Doch in einer Stadt, deren Wohl und Wehe an der Gegenwart der Militärs hängt, sind derartige Maßnahmen schwer durchzuführen.

So sind die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen "Université Libre" in den Weg stellen, erheblich; doch ebenso groß sind unsere Hoffnungen, und noch größer ist die Notwendigkeit, etwas in der Stadt zu schaffen, das der Bevölkerung Auftrieb und Existenzmöglichkeiten gibt. Wenn mir die Träume von stattlichen Fakultätsgebäuden und diese bevölkernden Studentenhundertschaften angesichts der Realität des Augenblicks allzu vermessen erscheinen wollen, erinnere ich mich an die Anfänge der Freien Universität in Berlin, bei denen Hoffnung und Wirklichkeit wohl kaum weniger weit auseinanderklafften als hier. Doch muß man sich eingestehen, daß es eine solidere Brücke über den Abgrund gab, da aus der unmittelbaren

b.w.

Umgebung, sowohl was Finanzen als auch was das Personal anbelangt, mehr Unterstützung kommen konnte als hier, wo der Staat an finanziellen Mitteln ebenso arm ist wie an Akademikern.

Stanleyville hat als Zentrum der Kämpfe im letzten Jahr die besondere Aufmerksamkeit nicht nur der kongolesischen Regierung auf sich gezogen. Im August rückten 80 Studenten aus Lovanium hier an, um unter der Devise "Debout Stan!" vier Wochen lang in der Stadt zu arbeiten, teils als Kleingärtner und Ackerbauer, teils als Lehrer, teils als Arzthelfer. Ein Stück Acker wurde urbar gemacht und mit Mais und Bohnen bepflanzt; hoffentlich senkt man nach der Ernte auch wieder neue Saat in die mühsam präparierte Erde und beweist damit, daß der exemplarische Charakter der Studentenaktion tatsächlich verstanden wurde.

Die "Junglehrer" unterrichteten eine Klasse, ähnlich unserer "extension universitaire". Einige Teilnehmer dieses Kurses sind tatsächlich dank dieser Vorbereitung jetzt zu Studenten des propädeutischen Jahres in Lovanium aufgestiegen. Die ärztliche Hilfsaktion hatte wahrscheinlich mit den größten materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein Student, der auf der Kinderstation im städtischen Krankenhaus arbeitete, erzählte mir, daß für alle Injektionen nur eine Spritze zur Verfügung stand, daß die dem Labor überwiesenen Analysen oft erst nach zwei bis drei Wochen zurückkamen. Diese katastrophalen Zustände herrschen ausgerechnet hier, wo der Gesundheitszustand durch Unterernährung und schlechte hygienische Verhältnisse besonders geschädigt ist. Woche für Woche holt man jetzt Bevölkerungsgruppen aus dem Busch in die Stadt zurück. Sie hatten, teils die Rebellen, teils die Armée Nationale fliehend, ihre Dörfer und Siedlungen verlassen, um sich im Wald zu verstecken. Jetzt werden sie teils von den immernoch hier und da existierenden Rebellengruppen mit Gewalt an der Rückkehr gehindert; teils stehen sie noch unter dem Eindruck der Propaganda, derzufolge alle aus Léopoldville geschickten Truppen dem Kommando Amerikas folgten, um eine neue Kolonialherrschaft aufzurichten und alle, die sich dieser Herrschaft widersetzen, zu töten. Leider hat die Armée Nationale in der Tat allzuviel auf ihrem Schuldkonto, was diesen Ruf erklärt, wenn auch jetzt relative Ordnung und Rechtmäßigkeit in der Armee herrschen.

Das durch die Studenten in der opération "Debout Stan" gesetzte Zeichen scheint sich nach der vom neuen Präsidenten, Mobutu, ausgegebenen Parole über das ganze Land ausbreiten und allen Bevölkerungsschichten mitteilen zu wollen. "Retoussons les manches" ("Krampele Eure Ärmel auf!") nicht als neue präsidentiell proklamierte Mode, sondern als Appell verstanden, sich à la Münchhausen am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen, ist das erste und unabdingbare Heilmittel, was nach dem Hü und Hott und allen phantastischen Versprechungen und traurigen Machenschaften der letzten Jahre hier verschrieben werden mußte. Ich wage nicht, ein Urteil über Mobutus Fähigkeiten und Erfolgchancen abzugeben. Eines ist allerdings gewiß: er geht etwas realistischer und ehrlicher zu Werke als Tschombe, der im Juni 64 die Regierung übernommen hatte mit dem Versprechen, in 6 Monaten einen "neuen Congo" zu schaffen.

b.w.

Mobutu läßt seinem Volk jetzt täglich vor jeder Nachrichtensendung einhämmern, daß keiner vor dem Jahre 1967 die Erfolge seiner Regentschaft erwarten dürfe, da man 1966 zunächst die bitteren Früchte der schlechten Saat seiner Vorgänger zu ernten habe. Trotz solcher harter Worte hat er fürs erste im Sturme die Zustimmung der Massen erobert. Auch die 1500 Studenten in Lovanium akklamierten stürmisch und nahezu geschlossen, als ihnen der Präsident Mitte Dezember einen Besuch abstattete. Pessimisten, die sich vielleicht - leider - mit Recht Congo-Kenner nennen, beurteilen diese rasche Begeisterung weniger positiv, und wir unerfahrenen Congo-Kindlein müssen natürlich zugeben, daß man die Folgen abwarten muß, um zu sehen, ob die Zustimmung auch anhält, wenn unter den aufgekräpelten Hemdsärmeln die Hände schmutzig werden.

Meinen Sommerurlaub im August nutzte ich zur Ausdehnung meines afrikanischen Horizonts und reiste über Stanleyville, Bukavu (an der kongolesisch-rwandischen Grenze), Nairobi nach Uganda, wo ich als Gast eines befreundeten schweizerisch-kenianischen Ehepaars einige Wochen in der Gemeinschaft vom Makerere University College, der ugandischen Universität in Kampala, verbrachte. Studenten und Dozenten konnte ich mitten im "summer term" in voller Aktion beobachten und hatte Gelegenheit, an ihrer Arbeit und ihrer sehr regen Geselligkeit teilzunehmen. Sehr deutlich ist in Makerere der prägende Einfluß englischen Universitätslebens zu spüren, von der grünen parkartigen Anlage des Universitätskampus über das Studiensystem und die individuelle Tutorenarbeit bis zu dem kuriosen, doch keineswegs sinnlosen "high-table"-Zeremoniell (high table ist der Honoratiorentisch im Eßraum der Studentenwohnheime). Das einzige, was Lovanium im Vergleich mit Makerere retten kann, ist das doppelt so große Schwimmbecken. Das empfand ich mit aller Stärke, als ich im September nach Léopoldville zurückkehrte. Aber wo nicht alles ideal ist, kann immerhin manches besser werden, und in diesem Sinne faßte ich auch im Congo bald wieder Fuß und Mut. Der schönste und stärkste Eindruck in Makerere war eigentlich das gute menschliche Klima, eine sehr harmonische Zusammenarbeit, eine Bereitschaft zur Kooperation, die natürliche Unkompliziertheit im Umgang zwischen Schwarz und Weiß. Das sind Dinge, die einen frapieren, wenn man aus dem Nachbarland kommt. Doch gerade in dieser Hinsicht kommt es nicht in erster Linie auf viele Millionen an, sondern auf die zur Mitarbeit bereiten Menschen. Es ist eine meiner größten Hoffnungen, daß wir als neue Universität in Stanleyville in diesem Punkte nicht nur halbwegs, sondern sogar noch etwas weiter östlich zwischen Lovanium und Makerere liegen werden.

Hier angekommen, hat das Jahr 1966 natürlich längst begonnen. Ich hoffe, daß es allen, die diese Seiten lesen werden, viel Glück und Befriedigung in ihrer Arbeit bringen wird und im übrigen viel neue Diener nach Übersee reisen sieht. Grüße in alle vier Winde,

Ihre Heidi Falbe

X P.S. In Bukavu, wo ich mich auf der Reise nach Kenia und Uganda 3 Tage aufhielt, lernte ich übrigens eine Dame kennen, eine

b.w.

Landsmännin, die als Mitarbeiterin der UNO-Flüchtlingskommission gerade den Abtransport der letzten nach Tanzania umgesiedelten Tutsi geregelt und überwacht hatte. Sie erzählte mir von ihrer Arbeit, den Umständen, die zu dem Gedanken der Umsiedlung führten, und der in allerlei Punkten problematischen Durchführung der Aktion. Es war mir danach doppelt interessant, in einem der letzten Rundbriefe einen Bericht über die Ankunft und die Ansiedlung der unglücklich heimatlos hin- und hergeschobenen Menschen zu finden.

So menschlich gut und edel auch viel andere karitative Arbeit unter den hiesigen Verhältnissen ist, so wird einem doch immer wieder die Problematik der Augenblickshilfe mit Milchpulver und Bohnensuppe klar. Ich half ebenfalls in Bukavu einen Vormittag in einem "dispensaire" der Schwedischen Mission. Aber nachdem ich 1000 verhungerte, erbärmlich zerlumppte und schmutzige Kinder ihren Becher Milch hatte schlabbern sehen, blieb mir nur die Frage: wofür rettet man diese Kinder, wenn man ihnen keine Möglichkeit bietet, sich selbst aus ihrem Elend zu helfen? Angesichts dieser wohlgemeinten aber kurzsichtigen Aktionen ist man froh, daß es andernorts weiterblickende Planer gibt, Unternehmen, wie sie "Brot für die Welt" mit dem Tutsi-Umsiedlungsprogramm ermöglichte.

Aus einem Brief von Ehepaar Dahlke,
Isfahan/Iran, vom 11.1.1966

Nun haben wir das erste Weihnachtsfest in einem fremden Land erlebt. Es war sehr schön, zumal der in Deutschland übliche "Weihnachtsrummel" fehlte. Nur in unserem Heim spürte man Vorweihnachtsfreude. Zur Weihnachtsfeier kamen ca 60 Deutsche, darunter die 17 deutschen Entwicklungshelfer, die zur Zeit in Isfahan arbeiten. Wir hatten einen 6 m hohen Weihnachtsbaum, der uns kurz vor dem Fertigstellen des Schmückens umfiel. Danach sah er keinesfalls mehr so schön wie vorher aus; trotzdem wurde er gelobt, vielleicht auch nur aus Höflichkeit. Der Baum war weder eine Tanne, noch eine Fichte, sondern eine Kiefer. Die Geschenke, die wir uns gegenseitig machten, waren typisch persisch. Das originellste Geschenk bekam unsere Tochter, sie bekam einen lebenden kleinen Esel, den ich hier sehr billig erstehen konnte. Zu Haus würde ein Esel von "Steiff" mehr kosten.

Vielen Dank auch für den Rundbrief. Der Bericht von Herrn Rinnert hat mich sehr interessiert, man merkt, die Verhältnisse sind ähnlich wie bei uns. Ich wußte gar nicht, daß er in Istanbul ist, sonst hätte ich ihn auf der Reise nach Isfahan im Mai 65 besuchen können.

Uns selbst geht es hier sehr gut, wir freuen uns besonders, daß wir nicht in Teheran, sondern in Isfahan leben, denn hier ist alles viel "typisch" persischer, als in der fast europäischen Hauptstadt dieses Landes. Trotzdem können wir hier von der Nahrung aus gesehen, europäisch leben, es gibt eigentlich alles, nur muß man wissen, wo. Der Winter scheint in diesem Jahr hier auszufallen, so meinen sogar die Perser. Morgens muß man mit Pullover, Jacke und Mantel in den Garten. Um 9 Uhr zieht man den Mantel aus, um 11 Uhr die Jacke und um 13 Uhr ist selbst der Pullover zu warm. Im Auto habe ich gestern die Temperatur von 41^o C abmessen können, allerdings stand es in der Sonne. Sonst soll es um diese Jahreszeit schon sehr kalt sein, voriges Jahr bis minus 17^o C. Es kann ja noch kommen. Wie wir jeden Abend auf der "Deutschen Welle" hören und in der "Welt" (Luftpostausgabe) lesen, ist das Wetter in Deutschland auch sehr durcheinander.

Wie Sie sicher schon wissen, will uns meine Mutter hier in Isfahan in diesem Jahr besuchen, d.h. im nächsten persischen Jahr. Das Jahr 1345 beginnt am 21. März 1966. Sie können sich denken, daß wir uns darauf sehr freuen, zumal wir, wie wohl jeder andere auch, dann stolz "unser" Persien zeigen werden.

Die Rundbriefe geben wir im Heim herum, alle sind sehr interessiert daran, besonders wir, man kennt viele der Schreiber persönlich und freut sich, wenn man z.B. hört, wie es dem oder jenem in Tansania oder Indien gefällt. Heute möchte ich nun schließen, denn, wie Sie sich denken können, warten noch viele Freunde und Verwandte auf ein Lebenszeichen von uns.

Es grüßt Sie recht herzlich
Ihre

Familie Dahlke